

## Schopenhauer als Kronzeuge einer ökologischen Philosophie

Von Ludger Lütkehaus (Freiburg)

Die Krise der Wachstumsgesellschaft und -ideologie hat zu einer spektakulären Expansion der Wachstumskritik geführt. Das ist ebenso konsequent wie paradox — und eben darin nur Symptom jener Paradoxien, in die uns ein Status quo hineintreibt, der nicht mehr der künftige sein wird: Wer sich und die Welt erhalten will, der muß sie verändern. Wer den „big bang“ verhindern will, der muß laut geben. Und wer für die Verlangsamung des Produktions- und Konsumtempos in allen Bereichen des Lebens plädieren will, der muß allemal viel und schnell lesen, denken und gegebenenfalls schreiben...

An diesen Widerspruch wird erinnert, wer sich mit Jan Stehls<sup>26</sup> Versuch, die Probleme und Aufgaben einer nachökonomischen Kultur zu skizzieren, auseinandersetzt. Und der potentielle Leser sei durchaus vorweg gewarnt: Dieses Buch schenkt ihm nichts. Dafür kann es ihm allerdings auch etliches geben, wenn er der einleitenden Leseempfehlung Carl Amerys folgt und den „langen Marsch“ des Autors durch die Disziplinen von der Ökonomie über die Thermodynamik bis zur Psychologie, Philosophie und Theologie nachverfolgt und dabei immer wieder auf Ideen Schopenhauers stößt.

Der Ausgangspunkt von Stehls Wachstums-Kritik, die sich zwischen allen Fronten tummelt und gegen jeden Fraktionszwang, gegen jede Eingemeindung sperrt, ist prägnant genug: Es sind nicht nur, wie man inzwischen sattsam weiß, Fortschritt, Wachstum und Wohlstand an ihre Grenzen gestoßen; es ist ausgerechnet eine ökonomisch beherrschte Kultur, in der das der Fall ist. Mit anderen Worten: Das Gesetz, nach dem gerade sie angetreten ist, wird von ihr selbst ad absurdum geführt. Es kommt also auf die Ausbildung einer „Meta-Ökonomie“ an.

Dieser Zentralbegriff, den Stehl in Anlehnung an E. F. Schumachers „Small is beautiful“ („Die Rückkehr zum menschlichen Maß“) verwendet, zielt darauf, Politik, Moral und Geschichte von ihrer neuzeitlichen Auslieferung an Ökonomie zu befreien — soll heißen:

Eine Metaökonomie drängt zu einer komplexen Wiedergewinnung:

- der Beziehungen von Menschen untereinander gegenüber denen zu Dingen;
- der vorletzten Dinge gegenüber den letzten;
- der Gegenwart gegenüber der Wahrnehmung von Zukunft als einer Art von Ewigkeit;
- der „poetischen Qualität der Dinge“ und ihrer Dauer gegenüber maßloser Innovation und Marktveraltung;
- der Sequenzen begrenzten, sterblichen und revoltierenden Handelns und der ihnen eigenen Kontinuität;
- der Politik, die menschliches Leben an dem Ausdruck mißt, den es sich in der Dauer von Welt zu geben vermag, gegenüber einer an Ökonomie verfallenen Politik, die Welt und Natur lediglich sein läßt, was im Verzehr und Verbrauch dieses Lebens sich wandelt und vergeht.

Der wichtigste philosophische Gewährsmann ist dabei neben Nietzsche Schopenhauer. Nicht-Kenner mögen hier erstaunt genug fragen: Wie, der als sozialpolitischer Reaktionär, als eifersüchtiger Wahrer seiner Renditen verschriene Schopenhauer als Kronzeuge einer ökologischen Philosophie? Indes löst sich die Verwunderung sehr bald in Zustimmung auf. Denn Stehl diagnostiziert im Zeichen Schopenhauers und der ihm folgenden „kritischen Theorie“ Horkheimers und Alfred Schmidts überzeugend den fatalen Optimismus, der dem Fortschritts- und Wohlstandsdenken des „immer größer, immer schneller, immer besser, immer mehr“ innewohnt; der, selbst wo er Schwierigkei-

ten eingesteht, verschweigt, daß es um Dauer- und Strukturprobleme geht, und der heute, dialektisch genug, nur noch denkbar pessimistische Prognosen hervorrufen kann.

Fortan kann es also nicht mehr, wie es einst der utilitaristischen Philosophie erschien, um das „größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl“ gehen, sondern einzig um einen „negativen Utilitarismus“: das kleinstmögliche Unglück, die „Verminderung des Leidens“ (Schopenhauer). Nur eine post-optimistische Kultur ist für Stehl eine wirklich kostenbewußte — kraft der Erkenntnis, daß das „Spiel“ die „Kerze“ nicht lohnt: „Le jeu ne vaut pas la chandelle.“ Die Neon-Illuminationen der „Jetztzeit“ können jedenfalls kaum noch etwas anderes als universale Verschattungen erhellen. So kann auch nicht mehr der Licht und Feuer bringende, der Menschen produzierende, instrumentelle Rationalist Prometheus der „vornehmste Heilige im philosophischen Kalender“ sein, der er für Marx noch war; an seine Stelle tritt sein Antipode: der nachdenkliche Epimetheus, als dessen neuzeitliche Reinkarnation Schopenhauer erscheinen mag.

Das ist durchaus kein gegenaufklärerisches Programm: Es wird hier keinem verzweifelten, untätigen oder gar gewalttätigen Pessimismus das Wort geredet. Mitten im Leben, wie Stehl pointiert einen scheinbar allein theologisch zu deutenden Text: das „*media vita in morte sumus*“, wendet, sind wir vom Tode umgeben. Und es ist auch nicht etwa gänzlich auf die Wünsche als Väter der Gedanken, Worte und Werke Verzicht zu tun; es kommt Stehl nur darauf an, das, was uns in den Ökonomismus hineintreibt: den unersättlichen egoistischen Willen zur endlosen Steigerung des Wohlseins, durch eine „meta-ökonomische“ Moral zu wenden. Und dieser Moral muß keineswegs die psychologische Basis fehlen, denn für den Willen, der uns motiviert — Schopenhauerianer wissen das — ist zumeist nur die relative Bedeutung, nicht die absolute Größe der Ziele und Objekte entscheidend. „Bauernhöfe“ können, wie Stehl in einer ebenso verblüffenden wie plausiblen ökologischen Interpretation der schopenhauerschen Willensmetaphysik und -psychologie zeigt, in der Tat soviel „leisten wie Königreiche“. Und, so wäre zu ergänzen, ein Königreich ergibt viele Bauernhöfe, „alles dies bei unverminderter Leidenschaft“. Der König müßte nur ein Bauer sein wollen, der Ökonom ein Ökolog. Allerdings: Er müßte es wollen.

\* Jan Stehl: Politik und Ökonomie als Kultur. Mit einem Vorwort von Carl Amery. Königshausen und Neumann Verlag Würzburg 1982. 449 S., 42,— DM.